

Wir brauchen ein neues Engagement

Die Rolle des Ersten begleitet sein Leben. Pioniergeschichten haben ihn immer interessiert. Daher reformierte er vieles in den Feldern, die er beackerte. Die Spuren lassen sich europaweit sehen.



Franz Fischler

Dr., seit 2005 Präsident des Europäischen Forums Alpbach; 1995 bis 2004: Österreichs erster EU-Kommissär, zuständig für Landwirtschaft, ländliche Entwicklung und Fischereiwesen; 1989 bis 1994: Bundesminister für Land- und Forstwirtschaft; Studium der Landwirtschaft an der Universität für Bodenkultur, Wien; verheiratet, vier Kinder, vier Enkelkinder.

Foto: Gregor Khuen Belasi

Wie sieht das Tirol, aber auch das Europa aus, das Sie Ihren Enkelkindern gerne weitergeben möchten?

Das Tirol – und ich rede schon mit den älteren Enkelkindern darüber –, das Tirol, das ich gerne weitergeben möchte, ist erstens nicht das Bundesland Tirol, sondern das größere Tirol. Das Land, das – wenn man sich die Geschichte anschaut – ja viel länger gewährt hat und das schon im Mittelalter insbesondere von Meinhard II. geformt wurde. Ein Land, das als europäische Region angelegt worden war.

Eine Region mit Vielsprachigkeit, eine Region mit unterschiedlichen kulturellen Wurzeln, eine Region mit unterschiedlichen Machteinflüssen, eine Region, die auch wirtschaftlich sehr spannend war und bis heute ist. Man darf nicht vergessen, damals war zum Beispiel der Silberbergbau in Schwaz das größte Industrieunternehmen in Europa. Also dieses Tirol möchte ich an meine Enkel weitergeben.

Zum Zweiten natürlich eine gewisse emotionale Bindung zu diesem Tirol, das macht Heimat in seiner Ortsbezogenheit aus. Eigentlich ist bei allen Interpretationen des Heimatbegriffs eine gewisse Emotion, das Spüren der eigenen Wurzeln erfahrbar. Diese Dimension kann man romantisch Heimatliebe nennen, die kann man aber auch anders nennen. Aber, diese Dimension ist – glaube ich – wichtig, damit die jungen Leute auch eine Beziehung zu dem haben, was Heimat bedeutet.

Ist es das, was das typisch Tirolische, von dem man immer wieder spricht, ausmacht? Gibt es das überhaupt?

Da besteht sehr stark das Risiko, dass der Lederhosenkitsch und alles, was dazugehört, zum typisch Tirolischen erklärt wird. Das ist für mich genau nicht das typisch Tirolische. Sondern das typisch Tirolische ist eben eine gewisse Bipolarität. Auf der einen Seite doch das Arbeiten und Leben – zumindest in der Geschichte – unter relativ schwierigen Bedingungen, also herausfordernd. Das typisch Tirolische ist aber auch die Vielfalt des Biotops, die Qualität der Landschaften, die es wahrscheinlich sonst nicht an vielen Plätzen auf der Welt gibt. Und das typisch Tirolische ist auch, dass Tirol immer ein Passland war und dass mit diesem Passland viele wirtschaftliche Aktivitäten verbunden waren, die die Tiroler im Laufe der Zeit zu weltoffenen Leuten gemacht haben.

Typisch tirolerisch ist nicht das Hinterwäldlerische – das hat es auch gegeben, aber meistens als eine Gegenreaktion, zum Beispiel in Zusammenhang mit der Gegenreformation oder mit den Zeiten danach. Ich wehre mich dagegen,

—
 Seit wann besitzen Sie ein Smartphone?
 Smartphone – das besitze ich schon ziemlich einige Jahre. Ja, ich habe eigentlich von der ersten Generation des iPhones an eines gehabt.
 —

dass wir immer noch den Stempel des Hinterwäldlertums oder des ewig Gestrigen aufgedrückt bekommen.

Wie erleben Sie junge Menschen in Tirol? Sie sind viel unterwegs, auch in Alpbach sind immer wieder Hochschultage.

Da muss ich zugestehen, dass ich zwar viel unterwegs bin, aber mehr außerhalb Tirols. Auch in Alpbach ist es leider so, dass man nur wenige Tirolerinnen und Tiroler sieht.

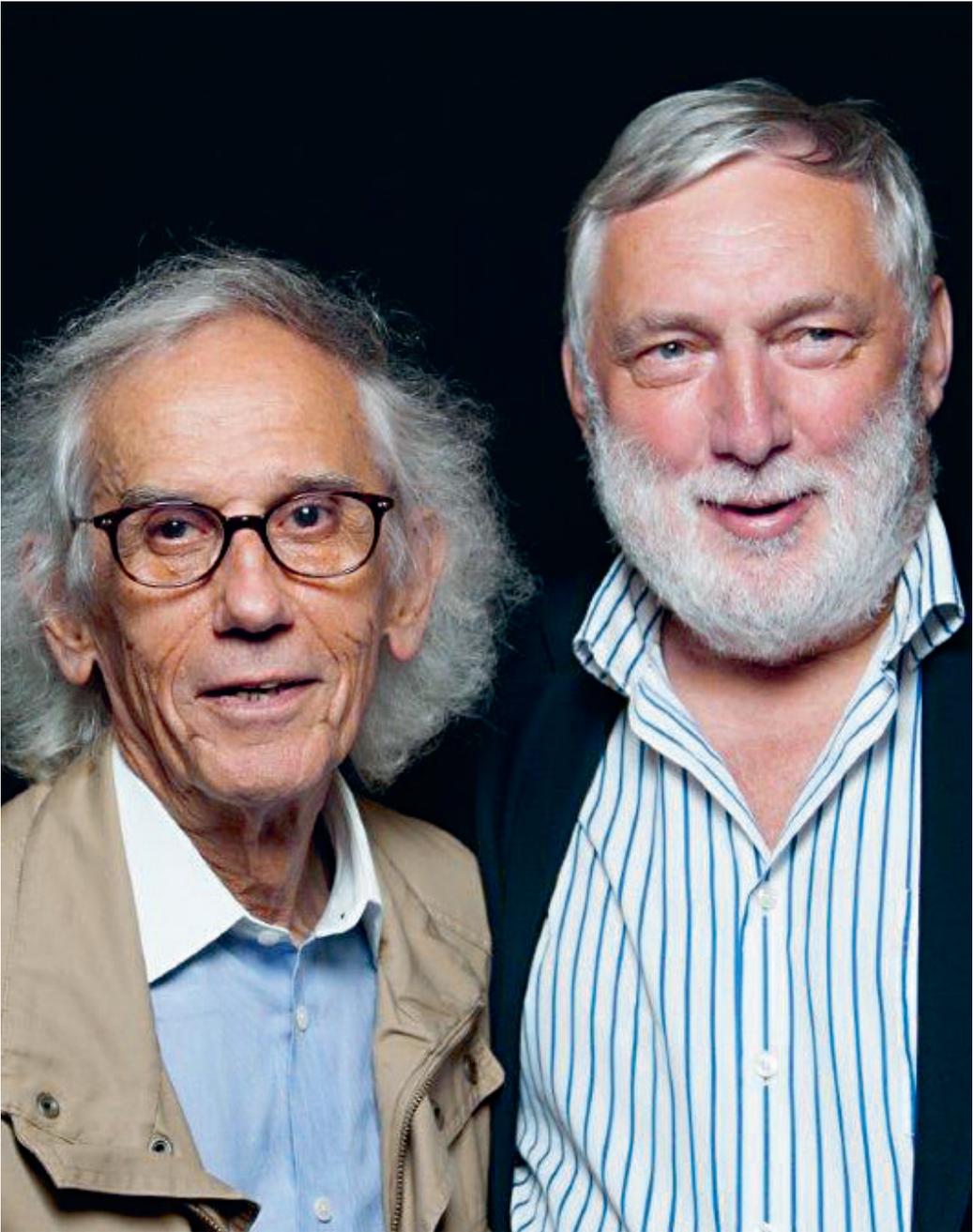
Die typische Jugend von Tirol ist nicht monolithisch oder einheitlich. Es gibt ziemlich unterschiedliche junge Biotope. Es gibt auf der einen Seite die Traditionalisten. Die Traditionsvereine verschiedenster Art haben in Tirol einen enormen Zulauf. Das ist an sich nichts Schlechtes, aber ein bisschen wenig, wenn es darauf beschränkt wird.

Es gibt aber auch das andere Tirol. Das sind die jungen Leute, die in Amerika studieren oder im Ausland tätig werden, die vor allem auch unternehmerisch tätig werden. Dann gibt es auch die junge Kultur. Wenn man die jungen kulturellen Initiativen beobachtet, von den Klangspuren angefangen bis zur Galerie St. Barbara und ihren Aktivitäten, neue Dinge wie Stummer Schrei oder die InnStrumenti, dann muss man der jungen Kultur in Tirol ein großes Kompliment machen. Wir haben viele junge Talente in der Darstellenden Kunst, nicht so viele, die sich mit Literatur auseinandersetzen, oder auch nicht wahnsinnig viele, die im Bereich der Musik bzw. der Komposition auffallen.

Jungen Menschen wird nachgesagt, dass sie politikverdrossen seien. Viele Studien zeigen, dass das nicht so ist, dass sie eher politikerverdrossen sind. Welche Leitbilder brauchen die nächsten Generationen?

Ich würde das sogar noch ein bisschen boshafter sehen wollen. Häufig reden diejenigen von der Politikverdrossenheit, die die Jungen nicht hinlassen zur Politik. Was brauchen die jungen Leute? Sie brauchen in erster Linie Auseinandersetzung, Dialog. Sie brauchen auch Reibebäume. Ich meine, ein Junger, der kein revolutionäres Denken hat, ist ja schon mit 30 intellektuell ein Opa. Da ist vieles weniger geworden. Wenn ich das mit meiner Jugendzeit vergleiche, da hat es viel mehr politische Diskussion in verschiedensten Jugendorganisationen und dergleichen gegeben. Diese Jugendorganisationen sind verschwunden – ob kirchliche oder politische. Die einzigen, die auf politischer Ebene übrig bleiben, sind die Tiroler Jungbauernschaft und die Pfadfinder.

—
Was bringt das Lernen einer neuen Sprache, wie bereichert das?
Das bringt immer sehr viel und ist immer sehr spannend, aber auch anstrengend leider. Das ist eben der Nachteil. Man lernt mit einer neuen Sprache nicht nur neue Wörter, sondern neues Denken, neue Ausdrucksformen, bekommt neue kulturelle Einsichten. Das ist ja das Spannende am Sprachenlernen.



Christo in Alpbach, 2014

Dass sich Menschen aller Disziplinen treffen, das wünscht sich Franz Fischler nicht nur für Alpbach. Kunst, Kultur, Wissenschaft, Kirche, Politik, Wirtschaft, alle sollen ihre Kraft einbringen.

Foto: Luiza Puiu

Also es gibt weniger Gelegenheiten, Politik zu üben. Da würde es wertvoll sein, darüber nachzudenken, wie man diese Situation verbessern könnte.

Der griechische Philosoph Aristoteles hat gesagt: Nicht alles ist Politik, aber in allem ist Politik. Was bedeutet das für uns heute – und da meine ich nicht nur Tirol?

Dieses aristotelische Statement hängt stark damit zusammen, dass damals unter Politik – das sagt ja das griechische Wort *Politeia* – nichts anderes verstanden wird als die Sache der Öffentlichkeit. Das ist jetzt nicht nur Politikmachen in unserem Sinn heute, sondern da ist sozusagen das öffentliche Interesse, der Gegenstand von Politisieren gewesen. Da hat man sich in der Agora getroffen und da haben sich die Bürger – nur die Bürger, die Sklaven durften das ja nicht – auseinandergesetzt. Heute ist aus meiner Sicht der entscheidende Punkt, dass man wieder stärker verknüpft denkt. Ich glaube, gerade angesichts der schwerwiegenden Probleme – wenn ich da an den Klimawandel denke – ist es höchst an der Zeit, dass wir wieder stärker darauf hinarbeiten, dass alle gesellschaftlichen Kräfte Politik zu ihrer Sache machen.

Das ist im Übrigen auch der Denkansatz, wenn man den Begleittext liest zu den neuen 17 SDGs – Sustainable Development Goals. Dort ist genau dieser Ansatz enthalten. Und die UNO versucht jetzt, das auch Wirklichkeit werden zu lassen.

Wir als Forum Alpbach versuchen auch einen Beitrag dazu zu leisten und haben mittlerweile systematisch begonnen, gerade in Bezug auf Nachhaltigkeit dem Systemdenken mehr Chancen einzuräumen. Wir haben da auch eine Zusammenarbeit mit der IIASA, das ist das Internationale Institut für Systemanalyse. Wir werden heuer „Ethics und Sustainability“ (Ethik und Nachhaltigkeit, Anm.) als ein Thema haben. Da sind die großen Religionsgemeinschaften eingebunden – es werden drei Kardinäle in Alpbach sein, aber auch Vertreter des Islams sowie aus dem Judentum. Die Kirchen sollten wieder stärker in den Dialog politischer Grundfragen einbezogen werden.

Ist es also so, dass all diese Bereiche – Kultur, Wirtschaft, Kirche, Wissenschaft – verlernt haben, politisch zu denken, oder dass sie systematisch ausgeschlossen worden sind?

Nein, ich glaube nicht, dass sie das verlernt haben, sondern ich glaube – und das ist ein Punkt, der da unbedingt erwähnt werden

—
Was war der beste Platz bei einem Skirennen?
Als Kind war ich ein schlechter Skifahrer und als Erwachsener habe ich an keinen Skirennen teilgenommen. Zuletzt habe ich vor zwei Jahren an einem Skirennen in der Schweiz teilgenommen.
Was haben wir da gemacht?
Den siebten Platz.

muss: Das Engagement ist verlorengegangen. Ich glaube, was wir brauchen, ist ein neues Engagement. So, wie das in den 60er-Jahren oder Ende der 60er-Jahre in Europa der Fall war. Man muss sich einmischen. Man kann nicht einfach zuschauen und von außen kritisieren – das ist zu wenig. Dann endet man im Postfaktischen, wo auf einmal Kräfte die Oberhand bekommen, die sagen, die Eliten sind schuld an allen Entwicklungsfehlern.

Wir erleben, dass alle politischen Parteien mit dem Begriff Heimat um Wählerstimmen werben. Welche Bandbreite des Heimatbegriffs ergibt sich daraus?

Das führt letztendlich dazu, dass man an den einzelnen Bürger und an die einzelne Bürgerin appellieren muss, was vor vielen hundert Jahren der Herr Kant gemeint hat, nämlich: Man muss die Leute wieder einladen, selbstständig zu denken und sich selber ein Bild zu machen. Natürlich, wenn das Gefühl in der Öffentlichkeit entsteht, dass man mit Heimat – und einer Diskussion darüber, in welcher Form auch immer – politisch punkten kann, dann tun das die politischen Vertreter. Das kann man ihnen ja nicht übelnehmen.

Aber sich anzuschauen, wo die Unterschiede der Aussagen der Beteiligten sind, das ist doch etwas, was letztendlich jeder für sich tun muss. Oder diesen Vorwurf, den Kant gemacht hat, nämlich dass man sich in eine selbstverschuldete Abhängigkeit begibt und unfähig wird, sich ein eigenes Bild zu machen – diesen Vorwurf, glaube ich, muss man ernst nehmen, weil der trifft auf die heutige Zeit sehr stark zu. Das war auch der Grund, warum wir voriges Jahr in Alpbach als Thema „Neue Aufklärung“ gewählt haben.

Das heißt, Heimat muss viele Dimensionen haben?

Das bringt mich zu einem Punkt, der – glaube ich – ebenfalls wichtig ist. Ich glaube, man muss sich von der Vorstellung lösen, dass jemand nur *eine* Heimat hat. Man kann durchaus gleichzeitig mehrere Heimaten haben, das ist überhaupt kein Problem. Ich habe es nie schwierig empfunden, dass ich gesagt habe, ich bin ein Tiroler, ich bin ein Österreicher und ich bin ein Europäer. Ich sehe da überhaupt nicht, dass man das eine gegen das andere ausspielen müsste.

Aber wie können wir die Komplexität unserer Zeit verstehen?

Die Komplexität ist ein Riesenthema. Es gibt Leute, die sagen, zu lernen, mit Komplexität besser umzugehen, ist die größte Herausforderung des 21. Jahrhunderts. Aber was heißt das, mit Komple-

—
Welcher Künstler oder welche Künstlerin beeindruckt Sie besonders?

Bildende, darstellende? Da habe ich ein Problem, einen einzelnen Künstler zu nennen. Ich tu auch selber ein bisschen sammeln. Wofür ich ein Faible habe, ist in erster Linie moderne Kunst und ich habe ein zweites Faible, das sind Ikonen.

—

xität umgehen? Das ist einerseits genau das, was wir vorhin schon kurz angerissen haben, nämlich: Wenn man mit Komplexität umgehen will, dann muss man heraus aus den traditionellen disziplinären Denkweisen. Dann muss man die Denksilos einbrechen und viel stärker interdisziplinär agieren.

Die großen Probleme sind alle komplex, und daher kann man diese nur im Zusammenwirken aller gesellschaftlichen Kräfte – Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Zivilgesellschaft – lösen. Drum redet man heute auch von Transdisziplinarität.



Gästen die Berge Tirols zeigen,

das nennt Franz Fischler als eine seiner Leidenschaften.

Hier der Gratlspitz in den Kitzbüheler Alpen.

Foto: Maria Noisternig

Schließlich ist da noch etwas – und das macht die Sache ein bisschen schwieriger – nämlich: An sich stehen neue Werkzeuge zur Verfügung, um Komplexität besser erfassen zu können. Also zum Beispiel Big Data und die Frage der Digitalisierung. Aber es ist noch lange nicht ausdiskutiert, wie man die bestmöglich einsetzen kann.

Und das würde vermeiden, dass es zu einer Mutlosigkeit führt ...

Absolut. Die Mutlosigkeit resultiert letztendlich in einer gewissen gefühlten Angst und auch in dem Gefühl – und das ist zur Zeit

stark im Wachsen – ein Verlierer zu sein. Das heißt nicht unbedingt, dass das objektiv stimmen muss, aber das Gefühl ist da, ein Verlierer zu sein. Das ist genau der Boden, auf dem dann der Populismus wächst.

Also mehr wissenschaftlich ausgedrückt: Es geht um das Systemdenken. Das führt zu neuen Lösungen. Letztendlich ist das alles nicht nur Selbstzweck, sondern ist eben Mittel zum Zweck eines guten Lebens. Das darf man nicht allein auf die regionale Ebene beziehen, sondern das muss man auch global sehen. So wichtig ein Verhältnis zu dem ist, woher man kommt, oder zu dem, wo man zuhause ist, oder zu dem, wo man seine Freunde hat, oder zu dem, was man denkt – das ist alles wirklich sehr wichtig. Aber das kann trotzdem nicht auf Kosten alles anderen gehen.

Hat der Begriff Heimat Tirol so im Laufe der Geschichte eher gefördert oder behindert?

Der Begriff Heimat an sich ist ja im Wesentlichen erst in der Zeit der Romantik mit Rousseau usw. entstanden. Im Mittelalter hat es von Minnesängern Lieder gegeben, die die Heimat besungen haben. In Tirol hat sich der Heimatbegriff im Laufe der Zeit gewandelt.

Es hat auch Zeiten gegeben, wo man diesen Begriff missbräuchlich verwendet hat. Das war nicht nur während des Nationalsozialismus so, das war auch in der Zeit der Gegenreformation, das war auch in der Zeit, wo man sich in Tirol gegen die bayerische Besatzung erhoben hat. Damals hat man den Heimatbegriff einseitig und unzulässig verkürzend verwendet. Auch in der Monarchie – wenn man sich anschaut, mit welchen Slogans und mit welchen Plakaten man für den Ersten Weltkrieg geworben hat.

Es hat immer so ein gewisses Nebeneinander gegeben, weil man ja auf der einen Seite erkannt hat, dass dieses Verhältnis zur Heimat viel hergibt. Auf der anderen Seite auch, dass das hier mithilfe des Schürens von Emotionen die Menschen in eine missbräuchliche Richtung treiben kann. Da ist Tirol, würde ich sagen, nicht anders als andere Bundesländer oder andere Regionen.

Herr Fischler: Sie waren der Erste in der Familie, der in Wien studieren hat dürfen.

Ich war der Erstgeborene und der Einzige in der Familie, der studiert hat.

—
Können Sie sich an Ihr erstes Buch erinnern, das Sie als Kind gehabt haben?

Ja, daran kann ich mich erinnern, das habe ich sogar noch. Das war eine eher weinerliche Geschichte, eine Ministrantengeschichte. Das Buch habe ich von meiner Klostertante am Beginn der zweiten Volksschulklasse geschenkt bekommen.

—

Sie waren der Erste im Ort, der politische Karriere machte. Sie waren der erste Österreicher in Brüssel. Was bedeutet es, der Erste zu sein? Ist es mehr Verpflichtung oder Ehre? Schwingt ein Stück weit Abenteuerfreude mit?

Na ja, das hängt möglicherweise mit der Rolle des Erstgeborenen zusammen. Wenn man fünf Brüder hat, so besetzt man auf der einen Seite innerhalb dieses Rudels von Buben eine Leithammelfunktion. Auf der anderen Seite wird man von den Eltern immer wieder darauf hingewiesen: Du bist der Älteste, du könntest ein bisschen gescheiter sein.

—
Wie wollen Sie am liebsten angesprochen werden? Wahrscheinlich gibt es den „Herrn Kommissär“ immer noch ...

Es ist schon so, dass dieses Problem regelmäßig nur in Österreich und interessanterweise auch in den ehemaligen Monarchieländern auftritt, am Balkan oder so. Da sind Titel ganz, ganz wichtig. In Brüssel ist das null Problem, weil jeder mit seinem Namen angeredet wird – Herr Fischler oder was auch immer. Das ist mir am liebsten, ehrlich gesagt.

—

Während meiner Karriere war es für mich nie die Frage, ob ich der Erste bin oder nicht. Aber auf der anderen Seite würde ich mir eine gewisse Eitelkeit nicht absprechen. Dass man, wenn man Erfolg hat, das auch genießt, ist wohl keine Frage. Mich haben immer Pioniergeschichten interessiert. Daher habe ich in allen Jobs, die ich gemacht habe, eigentlich ständig reformiert. Angefangen bei der Landwirtschaftskammer, dann das ganze österreichische Agrarsystem auch durch den Druck von außen in Vorbereitung des EU-Beitritts.

Ich habe die bis heute größten Agrarreformen in der Europäischen Union zustande gebracht. Kaum war ich nicht mehr in Brüssel, haben wir begonnen, das Europäische Forum Alpbach umzukrempeln. Vor eineinhalb Jahren habe ich den Kuratoriumsvorsitz im Institut für Höhere Studien übernommen. Da sind wir mittlerweile mitten drinnen im Umkrempeln.

Es interessiert mich, Dinge neu zu machen und sie so zu machen, dass sie längerfristig funktionieren. Es sind jetzt bald zwanzig Jahre, dass ich die EU-Agrarreformen gemacht habe. Diese sind immer noch in Kraft. Da hat sich noch nicht viel geändert dran.

Das heißt, Sie sind ein konstruktiver Unruhestifter?

So ungefähr, ja. Das Schwierige ist immer, man muss genügend Verbündete suchen. Nur dann geht das überhaupt.

Welches Ihrer Talente haben Sie in der Politik am besten nützen können oder einsetzen können?

Ich habe eine gewisse Fähigkeit, Dinge systematisch zu durchdenken und eine Strategie daraus zu machen. Ich habe immer, bevor ich gehandelt habe, eine Strategie entwickelt und bin dann auch sehr strategisch vorgegangen. Auch taktisch, aber primär strategisch.

Zum Zweiten – nachdem ich mich immer sehr stark im Bereich der Politik mit agrarischen und ländlichen Entwicklungsfragen beschäftigt habe, war ich einer der besten Experten, die es in Europa zum Thema gibt. Und das wird ja auch heute noch geschätzt. Ich halte nach wie vor ziemlich viele Vorträge zu diesen Themen. Was ich von mir auch glaube: Ich habe eine gute Menschenkenntnis. Das ist wichtig in der Politik, Leute einschätzen zu können. Dann wird man weniger oft enttäuscht.

Ein Rückblick: Als Sie in die EU-Kommission berufen wurden, was waren so Ihre ersten Gedanken? Können Sie sich daran erinnern?

Ja, natürlich. Als es geheißt hat, dass ich der erste österreichische Kommissar werden könnte, haben sich bei mir so ziemlich alle Haare gestäubt, weil ich gefunden habe, dass ich dafür nicht geeignet bin, vor allem aus dem Grund, weil meine Fremdsprachenkenntnisse mehr als dürftig waren zu der Zeit. Das ist nicht ganz leicht, wenn man das so nebenbei dann nachlernen muss.

Aber die Sprache allein kann es nicht sein ...

Nicht allein die Sprache, aber doch auch. Wenn man sich nicht ausdrücken kann in einer Fremdsprache, ist man in Brüssel verloren. Was ich mir aber strategisch überlegt habe: Ich war der erste Kommissar, der ein wirklich internationales Kabinett gehabt hat. Mein Kabinettschef war ein Italiener und ich habe Franzosen, Briten, Deutsche, Holländer, wirklich sehr, sehr viele Ausländer und nicht nur Österreicher im Kabinett gehabt. Das war mir wichtig. Zudem dachte ich: Von Landwirtschaft und Agrarpolitik verstehe ich selber etwas, also ich brauche nicht viele Agrarexperten. Aber ich verstehe nichts davon, wie die Kommission intern funktioniert. Da kann man jedoch leicht einfahren, wenn man sich da nicht auskennt. Also habe ich europaerfahrene Leute genommen, die die europäischen Institutionen kannten wie ihre eigenen Westentaschen. Das hat sich als erfolgreich herausgestellt – so erfolgreich immerhin, dass in der zweiten Periode, als Romano Prodi Präsident geworden ist, er von allen Kommissaren verlangte, eine solche Internationalisierung der Kabinette vorzunehmen.

Sie führten immerhin das größte Ressort in Brüssel ...

Inhaltlich ist schon nach einem Jahr, nämlich im März 1996, das große Drama mit dem BSE ausgebrochen (Creutzfeldt-Jacob-Krankheit, bekannt als Rinderwahnsinn, Anm.). Da war sofort Feuer am Dach. Dies war damals wahrscheinlich eine meiner

—
Welches Fach in der Schule hat Sie besonders fasziniert? Und welches war so Ihr Fürchterlich-Fach?
 Was ich wirklich nicht geliebt habe, war Latein – wie viele andere auch. Das habe ich am längsten lernen müssen, damals hat man im Gymnasium noch acht Jahre Latein gelernt und sechs Jahre Griechisch. Ich habe immer Griechisch lieber gehabt als Latein. Die Fächer, die ich gern hatte, waren Naturgeschichte, Mathematik – also mehr die naturwissenschaftlichen Fächer.

—

—
Sie scheinen ein humorvoller Mensch zu sein. Was bedeutet Humor tatsächlich? Humor – das ist wirklich der Schnittlauch auf der Lebenssuppe. Ich kann Leute wirklich nicht ausstehen, die keinen „Sense of Humour“ – wie die Briten sagen – haben.

—

schwierigsten Situationen, die ich je durchlebt habe. Das Problem war, dass die ganze Welt darauf gewartet hat, dass sofort wirksame Maßnahmen ergriffen werden. Aber wie geht das, wenn man in Wirklichkeit nahezu nichts weiß.

Das Einzige, was man gewusst hat, ist, dass BSE durch Prionen verursacht wird. Aber wie man sich da infiziert, wie viel Infektionsmasse notwendig ist, um eine Infektion auszulösen, hat man nicht gewusst. Das war wie Fahren im totalen Nebel.

Jeden Tag hat man in der Zeitung gelesen, sofort muss eine politische Entscheidung gefällt werden. Wie kann das aber gehen, wenn kaum solide Wissenschaftliche Beurteilungen vorhanden sind? Da bleibt letztendlich nur der Hausverstand übrig und eine gewisse Überzeugungskraft. Es ist gelungen, ein Paket an Maßnahmen zu schnüren. Hinterher war ich ein bisschen stolz darauf, dass das, was wir mit dem Hausverstand geboren hatten, sich als völlig richtig herausgestellt hat und durch die Wissenschaft hinterher bestätigt worden ist – aber zum Teil erst nach Jahren.

Ist der Begriff „Gerechtigkeit“ einer, den man im Zusammenhang mit Politik in den Mund nehmen kann?

Gerechtigkeit zu schaffen, ist die eigentliche Kernaufgabe von Politik. Leider ist das bei manchen Politikern in Vergessenheit geraten. Hingegen Dankbarkeit ist keine politische Kategorie, wer für sein seelisches Wohlbefinden den Dank der Menschen erwartet, soll die Finger von der Politik lassen.

Was hat Ihre Mutter zu Ihrer Berufung nach Brüssel gesagt?

Das war berührend. Meine Mutter hat die ganzen zehn Jahre, wo ich Kommissar war, noch gelebt. Und bei der großen Abschiedsfeier – da sind von Absam zwei Autobusse voll Leute nach Brüssel gefahren – und da ist sie im Alter von über 80 Jahren mit gewesen. Sie war noch sehr rüstig und hat alles mitgemacht, das hat sie interessiert.

Aber das Berührende war dann: Als sie heimkam, sagte sie: Jetzt habe ich eigentlich alles gehabt, jetzt ist es auch gleich, wenn ich sterbe. Und einen Monat später ist sie gestorben.

Denken Sie selber, dass Sie auf die Butterseite des Lebens gefallen sind?

Ja, schon eher. Ich habe immer sehr viel Glück gehabt in meinem Leben. Man könnte auch sagen, dass mir vieles in den Schoß gefallen ist. Da ist auch eine große Dankbarkeit meinerseits vorhanden.

Stichwort Alpbach: Sehen Sie Alpbach als großen Think-Tank, also als Ideenplattform für die Außenwelt?

Alpbach ist kein Think-Tank im klassischen Sinn, deswegen nicht, weil wir keine systematische wissenschaftliche Arbeit betreiben. Ein Think-Tank ist dadurch gekennzeichnet, dass er Studien in Auftrag gibt oder selber macht, Wissenschaftler anstellt und dergleichen mehr. Nein, wir betrachten uns als Plattform für viele nachdenkende Menschen, die ihre Gedanken austauschen wollen. Was wir im Speziellen auch wollen, ist die kritische Auseinandersetzung von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik.



Der Tiroltag in Alpbach führt Menschen aus dem Land

mit Gästen aus der EU zusammen: Franz Fischler und LH Günther Platter (rechts) begrüßen Jean-Claude Juncker, den Präsidenten der Europäischen Kommission.

Foto: Maria Noisternig

Zum Zweiten haben wir in den letzten Jahren versucht, auch mehr Künstlerinnen und Künstler in den Diskussionsprozess einzubinden. Nicht nur, dass sie in Alpbach ihre künstlerischen Leistungen zeigen, sondern dass sie sich selber an der Debatte beteiligen. Was uns als Europäisches Forum Alpbach tatsächlich einmalig macht, ist die Tatsache, dass wir so viele junge Leute dabei haben. Wir haben jedes Mal ungefähr 800 Studierende in Alpbach. Das

kommt auch daher, weil wir 700 Stipendien zahlen. Letztes Jahr zum Beispiel haben wir junge Leute aus insgesamt 60 Ländern gehabt. Insgesamt ist die Teilnehmerschaft – im Vorjahr erstmals – aus mehr als 100 Ländern angereist.

Sie haben vorher bedauert, dass Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst oder Religion in ihren Silos arbeiten. Kann Alpbach einen Beitrag leisten, die verschiedenen Disziplinen zusammenzubringen?

Ich glaube, es geht tatsächlich darum, die Leute aus diesen Silos zusammenzubringen und sie zu ermuntern und mithilfe verschiedener Konferenzformate moderner Art dazu zu bringen, dass sie miteinander im Dialog gemeinsame Möglichkeiten entdecken, wie man tatsächlich manches zum Besseren wenden oder ein neues Verständnis entwickeln kann.

Das andere, was wir wollen, ist: Das, was in diesen Gesprächen herauskommt, soll eine gewisse gesellschaftliche Wirkung entfalten. Aus diesem Grund machen wir immer mehr neue Veranstaltungsformen, die nicht mehr für alle offen sind, sondern wo wir ganz gezielt Leute zusammenbringen, die miteinander diskutieren – auch über mehrere Tage hinweg. Daraus entstehen dann konkrete politische oder auch andere Konzepte.

Damit es weniger theoretisch klingt: Da gibt es zum Beispiel heuer „Ethics und Sustainability“ („Ethik und Nachhaltigkeit“, Anm.), eine Veranstaltung, die Vertreter von allen Weltreligionen zusammenbringt mit internationalen Top-Fachleuten wie Jeffrey Sachs und Anderen, die geübt sind im Systemdenken. Über drei, vier Tage diskutieren die Religionsvertreter mit den Wissenschaftern, was man tun kann.

Oder, was wir auch machen: Wir veranstalten jährlich unter dem Titel „Rethink Austria“ („Österreich neu denken“, Anm.) drei Tage für junge Politiker, quer über alle politischen Richtungen, um sie dazu zu bringen, dass sie miteinander über Parteigrenzen hinweg diskutieren und gemeinsame Projekte entwickeln.

Die dann auch durchgezogen werden?

Ja, sie haben drei Jahre Zeit. Nach drei Jahren überprüfen wir, was sie draus gemacht haben. Wir sind da sehr strikt.

Was wir ebenfalls angefangen haben, sind die Tirol-Tage. Da setzen jedes Jahr einen Themenschwerpunkt. 2017 zum Beispiel ist das Thema Mobilität und im Vorfeld dieser Tirol-Tage richten wir ein eigenes Lab (Laboratorium, Anm.) aus, in dem 30 Experten konkrete Maßnahmen zum jeweiligen Thema für die Europaregion

—
Können Sie sich an ein Dialektwort erinnern aus Ihrer Großelternzeit?
Ich kann mich an jede Menge Dialektwörter erinnern. Vielleicht ein Dialektwort, das unmittelbar zu dem passt, was wir diskutiert haben, ist das „Hoamatl“. Eine kleine Landwirtschaft war früher ein Hoamatl. Das ist eine gewisse Brücke zur Heimat – dort war man zuhause.

Tirol ausarbeiten. Dazu schreiben wir auch einen Wettbewerb aus, wo sich junge Wissenschaftler um den Tiroler JungforscherInnenpreis bewerben können. Das beste Projekt wird dann ausgezeichnet. Zudem gibt es dann eine Diskussion mit den obersten Verantwortungsträgern – also mit den drei Landeshauptleuten. Da geht es um die Frage, was von diesen Vorschlägen der Experten in die Tat umgesetzt wird. Das wurde jetzt fünfmal durchgeführt, und zu diesem Anlass haben wir eine Bewertung in Auftrag gegeben, was aus den Vorschlägen der letzten fünf Jahre geworden ist. Das wird dann publiziert.

Warum haben Sie die Präsidentschaft in Alpbach übernommen?

Weil ich der Meinung bin, dass das eine gute Bühne ist, wo man mein Grundverständnis, was im politischen Vorfeld passieren soll, sehr gut ausleben kann. In Alpbach entstehen Anregungen, die unsere Gesellschaft hoffentlich in diese Richtung weiterentwickeln helfen.

Das Interview führte Birgitt Drewes.



Es war definitiv nicht Arbeitsmangel,

der Franz Fischler bewog, die Präsidentschaft beim Europäischen Forum Alpbach zu übernehmen. Vielmehr lockt das Denken und Handeln in die Zukunft.

Foto: Andrei Pungovschi